

CORONA PERSÖNLICH

Die Schlange wird immer länger

VON ROLF GILGEN

Noch keinen Monat ist es her seit ich als gebürtiger Solothurner in meiner alten Heimatstadt an der Fasnacht zusammen mit meiner Schnitzelbankgruppe einen satirischen Vers über das Corona-Virus sang. Dem Publikum hat's gefallen. Inzwischen ist uns allen das Lachen vergangen. Kaum waren die ersten Corona-Fälle aus Norditalien bekannt, ging es rasant schnell. Besondere Lage, Verbandsverbot, ausserordentliche Lage, Shutdown, Schulen und Läden geschlossen, Sport und Kultur erstarrt.

Zurück in Bülach bin ich nun als Spitaldirektor mitten drin in der Krise und habe seit Bekanntwerden der bundesrätlichen Massnahmen die intensivste Woche in meinen über dreissig Berufsjahren hinter mir. In nur wenigen Tagen haben wir das Spital Bülach, an welchem über tausend Mitarbeitende beschäftigt sind, total auf den Kopf gestellt. Organisatorisch, logistisch, kulturell - nichts von dem ist mehr so wie wir es eben noch vor zwei Wochen kannten. Anfänglich reichte es, die paar wenigen Verdachtsfälle auf einem abgetrennten Pfad in die ordentliche Notfallaufnahme ins Haus zu schleusen. Das mussten wir rasch aufgeben und die Abklärungen in einen gemieteten Container verlegen, den wir einfach vor Haus platzierten. Paar Stunden später kam der zweite Container, ein Tag später der dritte. Am Donnerstag stellte der Zivilschutz, der uns toll unterstützt, zusätzlich ein Zelt auf. Darum herum stehen zahlreiche Stühle in mindestens zwei Meter Abstand. Von meinem Büro aus kann ich die ganze Anlage überblicken, ich nenne sie liebevoll «Corona-Dörfli», weil es vielleicht hilft, das Ganze etwas leichter zu ertragen. Mir ist klar, dass ich mich damit täusche. Denn die Lage ist ernst, Tag für Tag wird die «Warteschlange» im Dörfli grösser. Alle tragen Masken, die Menschen sind angespannt, laufen umher. Anfang Woche mussten wir im Dörfli sogar dazwischen gehen, weil plötzlich eine Rauferei unter paar Männern drohte. Es fielen wüste Worte. Und dann sehe ich von meinem Bürofenster aus im gelben Schutzmantel und mit Maske die Pflegefachfrau, die auf den nächsten Patienten wartet. Ich winke ihr zu, sie winkt zurück, Daumen hoch.

Ja, das Personal. Die Angestellten sind meine Helden an der Front, stellvertretend für alle die Pflegefachfrau im Container, die eine 10-Stunden-Schicht leistet und Aussergewöhnliches vollbringt. Das allein wird nicht mehr ausreichen, wenn voraussichtlich nächste Woche die grosse Welle kommt. Wir werden noch mehr an die Grenzen gehen müssen. Um uns darauf vorzubereiten, haben wir die bisherigen Spitalstrukturen aufgelöst. Die verschiedenen Kliniken wie Medizin oder Chirurgie oder die spezialisierten Pflegestationen mit allen ihren Spezialistinnen und Spezialisten sind organisatorisch verschmolzen. Wir bündeln alle Fachkräfte, vor allem aus den Bereichen Pflege, Medizin und Betreuung. Nicht unmittelbar lebenswichtige Operationen wurden verschoben, ambulante Behandlung findet nur noch in Notfällen statt. Eine ganze Pflegestation mit rund 30 Betten haben wir frei geräumt für die kommenden Corona-Patienten. Durch solche Massnahmen werden Personalressourcen frei. Physiotherapeutinnen zum Beispiel haben dadurch fast keine Patienten mehr. Wir können sie bald anderswo einsetzen, wo wir auf jede Frau und jeden Mann angewiesen sind, in der

Intensivstation. Bei solchen Aktionen fließen Tränen, entstehen Ängste, die wir von der Spitalführung her auffangen müssen. Wir haben keine ordentlichen Geschäftsleitungssitzungen mehr. Weil ich praktisch keine Termine ausserhalb des Spitals mehr wahrnehmen muss, kann ich mich als Direktor voll auf die Operation Corona konzentrieren. Ich bin nicht mehr der CEO, sondern der Leiter des Krisenstabs, der sich zwei Mal pro Tag trifft. Und hier zeigt sich, dass wir aus einer Gruppe mit Spezialistinnen und Spezialisten innert kürzester Zeit zu einer solidarischen Einheit zusammengewachsen sind, die nur eines im Kopf hat. Die Corona-Krise bewältigen. Strukturiert gehen wir die Themen durch, prüfen, ob genug Schutzmaterial da ist, besprechen komplexe Abläufe und schauen, dass unser Personal trotz der riesigen Herausforderung anständige Arbeitsbedingungen hat. Wir suchen Lösungen, wenn unsere Grenzgänger-Mitarbeitenden 3 Stunden beim Zoll warten müssen, um ins Spital zu kommen. Wir organisieren Hotel-Zimmer, wenn es nachts nicht mehr nach Hause reicht. Vor der nächsten Woche haben wir Respekt. Die Themen werden an Dramatik zunehmen und ich vertraue unserem Personal, das engagiert und zuversichtlich zusammensteht. Und wenn ich nach Hause gehe, winke ich wieder der Pflegenden beim Container: Daumen hoch!